



Abend-

Zeitung.

251.

Freitag, am 19. October 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. S. Th. Winkler [Th. Hell].

## Die Carrara.

[Fortsetzung.]

2.

Während dieß in Verona geschah, trabte Antonio mit seiner schönen Gefangenen von Lonigo, wo sie einige Stunden geruht hatten, auf dem Wege nach Padua zu. Auf Beatrice's Frage: Wohin führt Ihr mich, und weshalb führtet Ihr mich gewaltsam von San Felice, von Giacomo hinweg? antwortete der Alte keine Sylbe, traurig ruhte sein Blick auf dem Mädchen, in das mit der aufgehenden Sonne das Vertrauen und der Muth zurückgekehrt war. — Man konnte es Antonio ansehen, daß er mit sich selbst im Streite war und wohl ein Zweifel in ihm aufsteigen mochte, ob seine rasche Handlung, wobei er so ganz gegen seine Gewohnheit, sich bloß dem Augenblicke hingegeben hatte, weise gewesen sey. Die unbegrenzte Liebe zu dem Geschlechte, dem er seit seiner Jugend gedient, und die erwachte Neigung seines Herzens, die ihm das Mädchen werth machte, waren im Streite. Die Ruhe Beatrice's, ihr ganzes Benehmen, der heitere, fast zutrauliche Blick, mit dem sie ihn ansah und der nur zuweilen Unmuth aussprach, machten ihn in seinem Verdachte irre, und je näher er Padua kam, desto mehr hielt er sein Ross an und seine Ungeduld und Eile schienen jetzt gemäßigter zu seyn. —

Als sie die Thürme von Padua erblickten und Beatrice erfuhr, welcher Stadt sie zurrte, erbleichte sie. Das ist also die Stadt, die der Mann beherrscht, der mit raschem, blutigen Entschlusse über das Schicksal der unglücklichen della Scala entschied? Zu dem strengen Fürsten von Padua, zu seinem noch strengeren Sohne Francesco führt Ihr mich? — Herr Antonio! — fuhr sie nach einer Weile fort — mich schaudert bei dem Gedanken, vor den Mann zu treten.

Fürchtet Ihr ihn? fragte Antonio schnell.

Ja, Herr, denn ich fühle mein Unrecht!

So bekennet es, noch ist es Zeit — vielleicht — Vielleicht? fragte sie gespannt.

Vielleicht könnt' ich Euch noch retten! sagte er rasch. —

Mich retten? Ist mir denn die Gefahr so nahe? fragte das Mädchen, vor dessen Augen ein furchtbarer Abgrund sich öffnete.

Welch Unrecht thatest Du? Bekenne es mir, armes Kind! sprich hier, sprich jetzt! bat Antonio, und Theilnahme sprach aus jedem Worte.

Ich thöriges Mädchen habe mich in die blutigen Weltbündel gemischt, die jetzt unser armes Vaterland zerstören — sagte Beatrice traurig — habe mein Herz an eignen Mann gehangen, der hoch über mir steht, der mich nie zu sich hinaufziehen, dessen Unglück ich theilen, dessen Glück mich von ihm trennen wird. Herr Antonio! — fuhr sie nach einer Pause fort, da sie die herabtrollenden Thränen getrocknet hatte —



wenn ich sonst in meiner einsamen Zelle saß, der Laute Töne entlockte, die mir Gedanken und Worte und gar süße Empfindungen brachten, da war ich so glücklich, mein Herz klopfte, meine Brust hob sich, ich athmete beklommen und doch war es mir so woh!, ich fühlte mich so selig und wußte nicht warum; ich sah dann Gestalten vor mir schweben, aus denen meine Phantasie die herrlichste wählte, ich trat mit ihr in das Paradies meines Lebens, das, wenn auch ein dichter Schleier es mir verbarg, mich doch so herrlich dünkte. Ich fühlte mich beglückt, das Glück war mir so neu, und ich doch schon so vertraut mit ihm, ich lebte sicherer, süßer Hoffnung und wußte nicht welcher, ich hatte liebliche Träume und bei'm Erwachen schwanden sie nicht, sie begleiteten mich, wenn mich die Klosterschwester zur Hora rief, ich in dem dunkeln Kreuzgange oder im Garten ging, den dustenden Rosenstock begoß, den Myrtenzweig pflückte und sinnend mir zum Kranze wand; und wenn der Schlummer meine Augen schloß, träumte ich wieder, aber es war nicht der nämliche Traum, es war wieder ein anderer, ein eben so schöner, der mich umgaukelte.

Als ich nun fand, was ich mir ersehnt, was ich geahnet hatte, — fuhr sie nach einer Weile fort — als der Schleier zerriß, der mir das Paradies verhüllte, als ich ihn, von dem ich so oft, so lange geträumt, lebend und liebend vor mir sah, da wurde meine stille Sehnsucht zum qualenden Verlangen, in meine Gedanken woben sich Wünsche, in meine Träume fremde Bilder; ich überließ mich nicht mehr gläubig und vertrauend der verhüllten Zukunft, ich wollte sie leiten und lenken, steckte mir ein kühnes Ziel und alle meine Gedanken waren nur noch nach diesem einen Ziele gerichtet. Ich habe es erreicht, — sagte sie traurig — und kaum erreicht, ist es mir wieder so fern.

Hörcht! — fuhr sie auf — Ist das nicht dumpfes Glockengeläute, das von den dunkeln Thürmen Padua's herübertönt? Grabgeläute und Todtensang empfängt mich! Seht, dort zieht nach jenem heiligen Gotteshause, welches außer den Ringmauern der Furchtbaren liegt, in aller Frühe ein Leichenzug. Seht nur, wie der Morgenwind so lustig mit den Trauerfahnen spielt, als rauschte er gaukelnd durch ein Myrtengebüsch, wie die Morgenröthe das weiße Gewand der Brüder Dominikaner röthet, wie ihre Strahlen die goldene Stickerei der Grabtücher hell funkeln läßt, als wären Mönch und Grabgewand nur glühendes Leben und glänzende Hülle der Freude. — Wen mögen wohl

die beiden Särge verschließen? — Was für ein Herz mag der Tod zerdrückt und dann so hart gebettet haben? — Ha! ich sehe den goldenen Falken in jener Fahne! Seyd Ihr es, Antonio, Ihr Liebling der Frauen, Ihr Bruno, der nur finster und ernst auf mich blickte, weil ihm ein afrikanisch Weib prophezeit hatte, ich brächte ihm den Tod. — Kommt, Herr! — bat sie Antonio — gebt Euerem Rosse die Sporen, laßt uns mitten durch den Trauerzug jagen, daß wir dem Tode entfliehen, der am frühen Morgen, wenn Alles zum Leben erwacht, so rüchisch uns in den Weg tritt und uns vor Padua's düstern Mauern mit Grabgeläute und Grabgesang empfängt. — Aber Antonio hörte nicht auf ihre Bitten, er hielt, als sie dicht an den Zug kamen, sein Ross an, entblößte sein Haupt, betete für die Seelen der Geopferten und ließ den Trauerzug an sich vorüber; erst dann setzte er seinen Weg fort und ritt, von Furcht und Ahnung gesoltet, mit Beatrice in das Thor von Padua ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Nachtigall.

Parabel von Winter.

Im Dunkel einer schattigen Eiche saß in sich versunken und liederlos eine Nachtigall. Die schwermüthig Träumende rührte nicht der Zauber, der auf der dunkelnden Flur lag; das linde Säuseln der Lüfte, das leise Rieseln der Wellen, der milde Odem der Blumen, der mit dem Hauche des Westes kam, und der verschwindende, roßige Schimmer des in Nacht hin sinkenden Abends löste nicht, wie sonst, ihr Schweigen und gab ihr keine Lieder. Ihre Gedanken waren bang' und ihre Augen thränenfeucht.

„Wie kann ich singen? — sprach sie zu sich selbst — Singen, ich das arme Kind kurzer Lenge! Wers summt nicht bald die Stimme meines Liedes? Zerbricht nicht bald meine kleine Hülle, wird Staub und Nichts, und verflüchtet dann nicht die Seele gleich dem Schalle meines Klageliedes? Wo sind sie hin, alle die Sängertinnen in diesen schattigen Wipfeln, denen seit Jahrtausenden das Lied so rein aus der Kehle strömte? In diesen modernden Blättern ist ihr unbekanntes Grab, nach ihrem Staube fragt keine Lippe mehr. Wo sind sie hin, die kleinen Seelchen dieser Sängertinnen, in denen auch Empfindung, Sehnsucht und Liebe wohnte, gleich wie im Herzen des staubgeborenen Erdengottes?“



Also klagte bei sich die Nachtigall und in tiefster Seele schauderte sie vor dem Gedanken der Vernichtung.

Ihre Klage aber jammerte den Engel der Nacht, der auslöschend mit seinem kühlenden Odem die Gluthen des Tages, zur Erde niedergeschwebt war und in ihrer zerrissenen Seele den tiefen, heiligen Schmerz gelesen hatte. Er nahte sich leise der Nachtigall und tröstend flüsterte er ihr zu mit dem süßen Tone der Aeolsharfe: „Sängerin, nicht versinken wirst Du in Nichts! Lautern wird der Ewige auch Deinen Staub auf anderen Welten, bis zur Vollendung Deine gereinigte Psyche reift!“

Also flüsterte durch den seufzenden West der Engel der Nacht. Die Nachtigall aber erhob stolz ihre Brust und sang ein Lied, schmelzend und seelenvoll.

### Gedankenspäne.

Es erfordert die Lebensklugheit, mit seinem Rath bei Jedem, vorzüglich aber bei höhern Personen, sehr Farg und behutsam zu seyn; unverlangt, verräth man dadurch Anmaßung und macht sich für die Folgen verantwortlich. Wird man um Rath gefragt, so ist es sehr selten, daß nicht der Frager schon zuvor einen Entschluß gefaßt hat, und er wünscht nur die Zustimmung eines Andern zu seinem Entschluß, um, wenn dessen Befolgung einen nachtheiligen Ausgang hat, dem Rathgeber die Schuld beizumessen. Daher muß man bei Großen, ehe man ihnen einen verlangten Rath gibt, mit großer Klugheit ihre Meinung zu erforschen suchen, und ihr, so viel es thunlich, beitreten. Ist er den Neigungen und Ansichten des Fragers ganz entgegen, so kann man darauf rechnen, daß er immer verworfen werden wird.

Alles ermahnt uns Maß zu halten; selbst unsere Sinne lehren uns dieß. Zu viel Geräusch betäubt, zu viel Licht blendet; was zu entfernt ist, was uns zu nahe steht, hindert uns, es zu sehen; ein zu kurzes, ein zu langes Gespräch geben uns keinen hinlänglichen Aufschluß, im ersten Falle erfahren wir zu wenig, im letzten Falle so viele Nebendinge, daß die Hauptsache dabei wieder vergessen wird. Zu viel Vergnügen, zu viel Einförmigkeit ermüden. Zu viel Hitze, zu viel Frost ist gleich peinlich. Alles Zuviel erscheint uns feindselig. Ist man zu jung, ist man zu alt, so haben sich die Geisteskräfte entweder noch nicht ent-

wickelt oder sie sind geschwächt worden. Zu wenig oder zu viel Nahrung sind gleich nachtheilig für Leib und Seele. Zu wenig Kenntnisse, wie sogenannte stupide Gelehrsamkeit, macht albern. Daher das Sprichwort: allzu viel ist schädlich.

Man kennt die Welt wenig, wenn man sich einbildet, daß Andere, sie mögen nun höher oder niedriger stehen, wenn sie uns freundlich entgegen kommen, die Absicht dabei haben, uns Vergnügen zu machen. Wer sich Gönner verschaffen will, muß dahin trachten, ihnen nützlich zu werden. Von einem Höhern kann man nichts erwarten, wenn er sich von uns nichts verspricht. Von einem Stolzen nichts, wenn man nicht kriechend ist; von einem Rechthaber, wenn man ihm nicht in den abgeschmacktesten Behauptungen beistimmt; von einem Hänkemacher, wenn man ihm nicht zum Werkzeuge seiner Intriguen dient; selbst von einem Freunde, wenn man sich in seine Laune nicht fügt, und sogar auch von denen nicht, die unter uns stehen, wenn sie sich davon keinen Vortheil versprechen, und eben so wenig von denen, die in dem nämlichen Verhältnisse leben, sobald sie argwöhnen, daß man ihnen auf ihrer Laufbahn in den Weg treten könnte.

Rechthabereien in der Unterhaltung haben ihren Grund in zwei gleich tadelhaften Dingen: durch ein gebieterisches Ansehen will man Andere zwingen, unsern Ansichten beizupflichten, und aus einer unartigen Halsstarrigkeit will man Andern nie recht geben. Wer so handelt, hat eines Theils eine zu hohe Meinung von sich und schätzt andern Theils Andere zu gering. — Man wird dadurch in der Unterhaltung tyrannisch und geräth in einen fortwährenden Streit durch Widerspruch, der leicht in Beleidigungen ausarten kann. Dieß sind die unausbleiblichen Folgen, wenn man klüger scheinen will, als man ist, und wenn man von sich eine zu hohe Meinung hat, und Andere zu gering schätzt.

R. Müchler.

### Wer verliert nie?

Ueber den größten Verlust erhaben ist, oder verliert nichts,

Wer — und blieb' ihm auch nichts! — immer doch selber sich bleibt.

Schaller.



Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

A u s K ö l n .

Am 21. August 1832.

Verehrter Freund!

Es gibt so viele Merkwürdigkeiten hier, Thier-Me-nagerieen, Wachfiguren, Kabinete und dergleichen, und dennoch so wenig Merkwürdiges, daß es fast eben so schwer ist, einen Bericht zu fällen als eine Zeit-ung. Das wichtigste Ereigniß und zugleich das er-freulichste ist auf jeden Fall die rheinische Kunstaus-stellung, die dieses Jahr bloß in Düsseldorf abgehal-ten ward, da die Hauptbilder zur Berliner Ausstell-ung wandern mußten und somit die Gemälde nicht, wie bisher Sitte war, auch in Köln aufgestellt wer-den konnten. Unsere hiesigen Kunstfreunde mußten also zur lieben Nachbarstadt hinüberfahren, und für das kunstfönnige Dresden wird der Bericht gewiß nicht unangenehm seyn, wie auch jetzt in unserm lieben Rheinlande die fast erlösbene Kunst der Farben wie-der auslebt und nicht Schönes verspricht, sondern schon geleistet hat. Fast erlösbene, sage ich, denn wer weiß nicht, daß vorerst in der Zeit, als man noch an Dombauten sich begeisterte, auch die heilige Kunst der Farben am Rheine bis Gent und Brügge hei-misch war? Jahrhunderte religiösen Zwiespaltes tilg-ten alle Kunst nicht nur am Rheine, sondern im ge-samten Vaterlande, ja die Glaubensstürmer wurden Bilderstürmer, und überhaupt in allen Ländern hatte die edle Malerei seit dieser Zeit ihre große Noth, um sich entweder aus gemeiner Niedrigkeit oder verzerrter Frage wieder zur edlen Form emporzuarbeiten. An unserm Niederrheine blieben die Zeiten bis zur fran-zösischen Umwälzung fortwährend ungünstig, und wenn wir auch einen Rubens, (der hier erzogen, aber nicht gebildet ward) Mannskirch, ja unsern Cornelius als liebe Landsleute nennen, so meine ich, eine Schwal-be macht keinen Sommer, und auch nicht zwei noch drei. Die französische Zwingherrschaft am deutschen Flusse war natürlich auch nicht sehr geeignet, die Kunst zu fördern. Da gab's nur zwei Künste, zu krie-gen und zu leben, und das letztere war, wenn keine schöne, doch eine schwere Kunst.

Seit fast zwanzig Jahren ist der Rhein dem al-ten Vaterlande wiedergegeben, und wollte ein (geistig rüchtiger) Beobachter dieses Zeitraumes und Kenner des Landes die allmälige Um- und Fortbildung, die geistige Nachentwicklung in Kunst und Wissenschaft und Charakter des gesegneten Rheinthales schildern, es könnte ein Büchlein werden, für den denkenden Geschichtsforscher eben so wichtig als für den Waage-haltenden Staatsmann. Brach für Europa überhaupt mit der Zertrümmerung der gallischen Albherrschaft ei-ne neue Zeit an, so brach sie für Rheinland zumeist in geistiger Hinsicht an; denn obgleich auch früher dem Reiche angehörend, war es ihm und dem Vater-lande dennoch durch die vielfachen Zerstückelungen in abgesonderte Fürstenthümer und Reichstädte fremd geworden, und in diesem Jahrhunderte vereinigten sich zum erstenmal Kräfte, die sich früher, Trotz ihrer Nähe, nicht kannten oder zersplitterten. Allein, um wieder zu unserer Düsseldorfer Ausstellung zurückzukeh-ren, so regten mit der allgemeinen Freiheit auch die Künste wieder ihre Flügel, unter ihnen die Malerei. An der Begeisterung des Volkes war die Kunst er-wacht wie einst zu Zeiten der Kreuzzüge, wie in Hel-las nach den Perserkriegen, wie in Asien unter den

Kalifen und wie überall, wo die Kunst keine Schminz-ruppe eines goldenen und vierzehnten Ludwig's ist. — Von diesem Zeitpunkte nun bis zum heutigen Tage den fast zwanzigjährigen Fortschritt der Düsseldorfer Malerschule zu verfolgen, wäre eine Aufgabe, eben so nützlich als belehrend. Wir wollen nur eine Skizze davon geben, zumal das Einzelne uns weniger als das große Ergebnis bekannt ist.

Seit der Wanderung der Düsseldorfer Galerie nach München blieben immer noch einige gute Bilder und Kunstliebhaber zurück, und die Malerei führte selbst ein Stilleben, theilweise löblich, vor den Augen der Welt aber unbeachtet. Wie später die Kunst mit ihrer Zeit neugeboren wurde und allddeutsch, wie alles Heil in der Vorzeit gesucht ward und alles Schöne, wie ängstlich man die Goldbilder vorerstiger Frömi-gkeit bis in die Verzerrungen nachahmte, ist be-kannt. Was überall geschah, geschah auch zu Düssel-dorf; denn die Kunst und die Menschen sind Kinder ihrer Zeit, von welcher sich nur die größten Genien theilweise lösen können. Nachahmung mag gut seyn für den Handwerker und den, der ihm gleich steht; für den Künstler ist sie immer mißlich als Zweck, denn er soll schaff en, und das Ganze nachahmen, näm-lich die Natur, nicht aber das Einzelne, und sey es selbst das Trefflichste. Wenn darum schon um bewil-len auf dem allddeutschen Wege bei uns Neudeutschen wenig gefördert ward, so ist das nicht wunderbar. Von diesem Abwege sind wir nun bald zurückgekom-men in der Poesie sowohl als Malerei. Wer aber hat in Düsseldorf von diesem Abwege zurückgebracht? Obgleich ich weiß, wie unendlich viel die Ausdrücke tüchtig und Meister (welcher Titel unseren Stäms-pern nicht sehr zu gefallen scheint), in sich fassen, so sage ich doch ohne Bedenken, Wilhelm Schadow, seit einigen Jahren Director der Düsseldorfer Akade-mie, ist der durchaus tüchtige Meister, dem wir nicht allein die bessere Richtung der Kunst verdanken, son-dern ich entblöde mich nicht, zu sagen, daß Rheinland ihn als den Schöpfer oder Wiedererwecker der Maler-kunst ansehen muß. Sprachen wir früher von der Nachahmung in Bezug auf den selbstständigen, so zu sagen fertigen Künstler, so leuchtet es ein, wie für den werdenden Künstler, der bei eingebornem Geiste das Handwerk der Formen und Farben erlernen will, es von der größten Wichtigkeit ist, ob er diesem oder jenem Meister, einem edlen Bildner oder seinem Wi-derspiele in die Hände fällt; und da der Schüler erst nachbilden muß, um später bilden zu können, so hat, wenn irgendwo, vorzüglich in der Malerei, das Wort Schule, oder was gleichbedeutend ist, M e i s t e r, ei-nen Werth, daß man ihn Alleinwerth nennen könnte und Prägestempel, wie viel oder wenig die Kunstmünze gelten soll. Viele werden sagen: Das heißt viel ge-sagt und den Herrn Schadow sehr hoch gestellt! al-lein ich berufe mich auf die Kenner und die Werke, welche letztere am Ende das einzige und gültigste Zeugnis sind, sowohl für die Mit- als Nachwelt. — Doch genug hiervon, und nennen wir lieber die aus-gezeichnetsten Bilder, die wir in der diesjährigen Kunst-ausstellung bemerkten. Alle zu nennen, möchte der Raum fehlen, so wie wir auch nur unser Urtheil durch kurze Striche andeuten, da zu erwarten ist, daß die Hauptbilder, die schon auf dem Wege zur Berliner Kunstausstellung sind, in der geistreichen Hauptstadt weitläufiger werden gewürdigt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)